

6 1896

Illustrirtes Sonntag-Blatt

Beilage zum
Wochenblatt für Böhmen und Umgegend.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet. (Fortsetzung.)

6.

Der Journalist Durieu verfolgte mit freundschaftlicher Neugierde die geistige Entwicklung seines jungen Landsmannes Camillo Debrilliers. Er hatte schon so manches junge Talent, das sich rasch entfaltet und ein Genie zu werden versprochen, sich nicht nur in Mittelmäßigkeit verflachen und vom literarischen Himmel verschwinden sehen, sondern es war ihm auch vorgekommen, daß manch derartiger Musensohn in Elend und Schande endete. Leute, die wirklich einiges Talent besaßen und zu früh mit noch nicht gereiftem Geiste in den Strudel des Lebens hinausgedrängt wurden, bevor sie ihren Charakter hinreichend befestigt hatten, um dem verführerischen Treiben des Pariser Lebens die Stirne bieten zu können, leuchteten mitunter ein halbes Jahr lang am literarischen Himmel der Metropole und gerieten dann rasch in Vergessenheit. Zuweilen fragte man noch, was aus dem Schreiber mit dem tolen Wesen geworden ist, aus dem Maler, welcher dazu berufen geschienen, der Delacroix unseres Jahrhunderts zu werden, aus dem Musiker, welcher in die Fußstapfen eines Wagner getreten? — Aber Antwort erhielt man keine mehr auf solche forschende Frage. Was aus jenen Lieblingen des Tages geworden — das Hospital könnte zuweilen, die Irrenanstalt viel öfter Auskunft darüber geben, auch die lange Liste der Selbstmorde ist mit derlei zu Grund gegangenen Genies innig verwoben.

Wenn das Elend ein schlechter Ratgeber ist, so dürfte allzu rascher Erfolg als ein noch weit schlechterer und ungerichtfertigerer bezeich-

net werden; zuweilen vernarrt sich das Publikum, ohne daß man dafür einen triftigen Grund anzugeben wüßte, in einen Schriftsteller oder in irgend einen anderen Künstler und da die Mode heute extravaganter ist denn je zuvor, redet man schon bald nicht mehr von einem vielversprechenden Talent, sondern nur von einem unvergleichlichen, noch nie dagewesenen Genies. Weshalb sollte man nicht an das glauben, was ja zu glauben so süß ist, und das vom Glücke verwöhnte Kind bereitet den zweiten zu veröffentlichenden Band, das zweite auszustellende Bild vor. Inzwischen hat die Mode gewechselt, der geniale Mann vom verflorenen Jahre ist

jetzt zum Rattenfänger herabgesunken und vergeblich müht er sich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, vergeblich ist er entriistet, vergeblich beteuert er, daß sein zweites Werk besser sei als sein erstes. Und wenn er mit seinem Ausspruche auch zehnmal im Rechte ist, nützen wird es ihm doch nichts und alle Entriistung, welche er empfindet, ist vergeblich. Je nach seiner Natur bequemt er sich dann dazu, die Stufen der mit stolzem Selbstbewußtsein emporgekommenen Leiter wieder hinabzusteigen, sich irgend einem bescheidenen Berufe zu widmen, oder, wenn die Täuschung zu grausam ist, widersteht das arme, aus dem Gleichgewichte gehobene Gehirn derselben nicht und ein neues Unglück gesellt sich zu den übrigen.

Durieu fragte sich, als der Roman seines jungen Freundes einen Erfolg erzielte, der die bereits accreditierten Schriftsteller zu beunruhigen anfang, was für den jungen Mann, welcher mit dreiundzwanzig Jahren aus dem dunklen Nichts emporgehoben worden war, sich weiter für Resultate ergeben würden. Durieu kannte das Werk schon längst, Camillo hatte ihm dasselbe in all seinen einzelnen Kapiteln vorgelesen und die Erfahrungen des reifen



Gestellter Hirsch. (Mit Text.)

Mannes waren für den jungen Schriftsteller von bedeutendem Nutzen gewesen.

Durieu, welchem die lebhafteste Phantasie fehlte, hatte viel gelernt und war ein Kritiker ersten Ranges; die seltenen Gaben des jungen Romanciers rissen ihn hin. Die Geschichte, welche dieser erzählte, berührte schon in ihren ersten Zeilen das Herz sympathisch und erweckte das Interesse; selbst in diesen Zeiten der grausamen Analyse wies der Roman Camillos eine Originalität und eine psychologische Tiefe auf, welche nicht verfehlte, den Kritiker zu überraschen. Wo hatte denn dieser Blondkopf gelernt, dergestalt in den menschlichen Herzen zu lesen? Nebst dem scharfen Beobachter fühlte man doch in allem, was er sagte, den Voeten heraus. In den Stellen, in welchen Camillo die schönen Seiten der Menschen schilderte, von der Hingebung der Frauen, von dem Zauber der Jugend sprach, war er geradezu entzückend. Sein süßpiger, einschmeichelnder Stil verstand es vortrefflich, sich den Gegenständen, welche er behandelte, zu adoptieren; die Seiten, welche durch die Erinnerung an seine Schwester belebt waren, verrieten tadellose Grazie, während diejenigen, in denen er die Schlechtheiten schilderte, den Abgrund des menschlichen Herzens in grellen Farben darthat, zuweilen schonungslos Härte an den Tag legten.

Würde es mit Camillo Debrilliers gehen, wie mit so vielen anderen? Durieu wollte das nicht annehmen und doch verfolgte er nicht ohne eine gewisse Spannung den neuerstandenen großen Mann mit den Blicken. Das Talent Camillos war ihm sehr sympathisch, sein Charakter behagte ihm weniger, obwohl Camillo, welcher instinktiv das Bedürfnis empfand, all denjenigen zu gefallen, mit welchen er in Berührung kam, sich Durieu gegenüber, den er zu schätzen verstand, ganz das Ansehen eines zärtlichen, gefügigen jüngeren Bruders gab; trotzdem geschah es, daß im Verlaufe der Jahre die beiden Männer sich seltener und weniger sahen. Freilich bedürfte Camillo keines Beschützers mehr und der Tag nahte, an dem er bereit sein würde, demjenigen zu grollen, welcher ihn unter bescheidenen, ja ärmlichen Verhältnissen gekannt haben mochte. Noch war er aber nicht so weit und so oft er eines Rates bedurfte, ja, so oft er einen neuen Sieg davontrug, begab er sich eiligst nach der Rue Tour des Dames. Er wäre sehr glücklich gewesen, wenn er in den Glückwünschen und Ratschlägen Durieus auch nur einen Funken von Eifersucht hätte entdecken können, aber diese Befriedigung blieb ihm versagt.

Je näher er ihn kennen lernte, desto mehr kam Durieu zu der Schlussfolgerung, daß Camillo nie unter die Rattenfänger zählen werde, denn nebst vielen Schwächen besaß er eine große Tugend, die Liebe zur Arbeit und die Achtung vor seiner Kunst.

Au Schwächen aber fehlte es wahrlich auch nicht — das verwehnte, angebetete Kind blieb eben ein solches; weil er sich stets loben hörte, weil er sah, daß alle seine Gegenwart wünschten, wurde seine stets wache und leicht erregte Eitelkeit nahezu krankhaft. Wenn ein Kritiker inmitten der wärmsten Lobsprieche auch nur ein geringfügiges Wort des Tadels für ihn hatte, so litt Camillo darunter; wenn neben ihm irgend ein anderer Autor, besonders ein junges, emporstrebendes Talent, gelobt wurde, so hatte er die Empfindung, als sei an ihm ein Diebstahl verübt worden. Er war intelligent genug, um über solche Schwäche zu erröthen, um sie nach Kräften vor Durieu zu verbergen — aber mit der Zeit steigerte sich seine Empfindlichkeit. Wenn später andere „Genies“ plötzlich entdeckt wurden und hinreichend in die Mode kamen, um ihn zu schädigen, bemächtigte sich seiner ein wahnwitziger Zorn, dessen Aeußerungen er nicht immer vollständig zu beherrschen im Stande war; durch den Umstand, daß er sein poetisches Empfindungsvermögen pflegte, um daselbe ganz und vollständig seinen Werken zu erhalten, litt er unter unscheinbaren, geradezu kindischen Dingen ganz fürchtbar. Er schämte sich dieses Leidens, war aber unfähig, es zu beherrschen.

Die gleiche Empfindlichkeit bekundete sich bei Camillo Debrilliers in rein äußerlichen Dingen; als er an Luise schrieb, hatte er ganz fröhlich seine Manfarde mit der gelben Tapete erwähnt, in Wirklichkeit litt er fürchtbar unter der Häßlichkeit derselben, unter dem Gepräge der Armut, das dem Raume anhaftete; er liebte den Luxus, er betete denselben geradezu an, nicht jenen Luxus der lärmenden Geldmenschen, sondern den geschmackvollen, welchen man bei Künstlern und schönen Frauen vertreten findet. In dieser Hinsicht hatte der Provinzler seiner Erziehung in unglaublich kurzer Zeit einen städtischen Anstrich zu geben verstanden; wer Poet ist, wird auch dem Auge nach rasch zum Künstler, sein Geschmack wurde in aller kürzester Zeit fein und sicher; bevor er seine im Hochparterre gelegene Junggesellenwohnung mietete, befreundete er sich innig mit einem jungen Maler, dem der intime Verkehr mit dem modernen Romanschrittsteller nicht wenig schmeichelte. Da der Künstler den in seinem Beruf seltenen Vorzug genoß, reich zu sein, gestattete er sich, sein Atelier glänzend herzurichten; während Camillo die kostbaren Draperien, die unzähligen zierlichen Kleinigkeiten bewunderte, welche sich in diesem Raume befanden, machte er einen förm-

lichen Kurs durch, wie man sich künstlerisch geschmackvoll einzurichten habe, dann fing er an, sich um passende Wohnungen umzusehen, auf die Suche zu gehen nach reichen Möbeln, schönen Majoliken und ähnlichen kostbaren Dingen.

Das Resultat war befriedigend. Als der junge Maler mit der Einrichtung seines Ateliers vollkommen fertig war, erhielt er plötzlich viel seltener den Besuch Camillo Debrilliers; er war darüber erstaunt und schmerzlich berührt, denn er hatte sich an Camillo angeschlossen und war mehr Künstler als Psychologe.

Was Camillo aber nicht vorhergesehen hatte, das war der Umstand, daß der Sinn für künstlerische Dinge die Börse zu Grunde richten, beeinflussen kann. Da er es nun einmal begonnen, setzte Camillo, zum Teil aus Großthuererei, zum Teil auch, weil er ohne schöne Dinge nicht mehr leben zu können glaubte, die Einrichtung seiner Wohnung fort und geriet ziemlich ernsthaft in Schulden. Er gelobte sich, in Zukunft sehr klug zu sein und unermüdetlich arbeiten zu wollen.

Inzwischen war Camillo in den Strudel des Salonlebens mit hineingerissen worden und derselbe trug nicht wenig zu seinem Ruin bei. Schwarze Kleidung, Wagen, Blumen und Bonbons, das sind freilich nur Kleinigkeiten, aber sie kosten Geld. Und wie soll man ernstlich arbeiten, wenn man erst zu früher Morgenstunde aus den Gesellschaften nach Hause kommt, den Kopf noch voll hat von den Schmeichelnreden, die man da und dort vernommen, die Sinne gereizt sind von dem aufregenden gesellschaftlichen Treiben. Man redet sich da ein, daß man mit ein wenig Kühnheit diese oder jene Intrigue zu glücklichem Ende führen könnte, und befaßt sich mit solch unnützen Gedanken viel mehr und viel eingehender, als mit der Arbeit, mit welcher man sich eigentlich befassen sollte.

So kam es, daß trotz seiner ganz hübschen Erfolge, welche er in seiner Phantasie allerdings noch vergrößerte, trotz der Thatfache, daß seine Arbeiten gut bezahlt wurden, Camillo eines Tages in eine bedenkliche Zwangslage geriet und seiner Schwester jenen Brief schrieb, dessen unmittelbare Folge der Ruin der Fabrik sein mußte. Keine Ehrenschuld war es gewesen, die er zu zahlen bemühtigt — er hatte gelogen, ohne sich dieser Lüge zu schämen — ein paar Tausendfrancscheine waren ihm allerdings dringend notwendig erschienen, weil er gewillt war, dieses herrliche Leben auch fernerhin weiter zu treiben, was ihm ohne diese Unterstützung von Seiten seiner Schwester unmöglich gewesen wäre.

Luisens Antwort hatte Camillo weh gethan, alles, was noch gut in ihm war, regte sich in seiner Seele und sprach für die Schwester; er antwortete ihr sofort und schwur hoch und teuer, daß er binnen Monatsfrist ihr das Geld ersetzen werde. Er flehte sie an, die Fabrik zu verkaufen und den Erlös nur dazu zu verwenden, sich eine sichere Lebensrente zu verschaffen; in unklaren Worten redete er auch jetzt noch von der Möglichkeit, sie früher oder später einmal bei sich aufnehmen zu können. Er überhäufte sie mit schönen Phrasen, mit Dankesbetuerungen; er redete in gewählten Worten von einer Neigung, die immer mehr und mehr nur eine Litterateneigung wurde — das Geld aber behielt er doch und brachte den Karneval in Nizza zu.

Camillo spielte mit der Leidenschaft, wie er mit einem hübschen, funkelnagelneuen Erfolge gespielt haben würde; es geschah ihm mehr denn einmal, daß er vierundzwanzig Stunden lang wahnsinnig verliebt war und das Glück hatte, unter einem besternten Himmel zu wandeln, den frohen Schlag seines Herzens zu vernehmen, dann schickte er sich an, diese Liebe in nächster Nähe zu beleuchten, sie zu zergliedern, sie mit dem Kauschgolde zu umhüllen, an dem seine Phantasie so reich war — und es entstand dann in ihm jene seltsame Zweiteilung, die allen Künstlern bekannt ist. Camillo beobachtete sich kaltblütig, während er liebte; er legte sich Rechenschaft ab über all seine Empfindungen, und wenn er sich auch nicht gerade in dürren Worten sagte: „Das kann mir später nützlich sein“, so wußte er doch, daß es der Fall sein würde. Luisens Umgebung zum Beispiel war ihm nützlich gewesen.

Die Arbeit litt naturgemäß unter dem sinnwidrigen Leben, welches Camillo führte; aber er hatte zwei oder drei Jahre lang so tüchtig gearbeitet, daß er sich selbst selbst Ferien gab; er hatte durch die häßliche Armut so grausam gelitten, daß er nun seine Augen und seinen Geist möglichst mit schönen Bildern und vollendeten Formen füllte. Er badete sich in Luxus, welchen er überall um sich sah, ihm war es zu Mute gleich einem von Sonnenschein und Blumenduft halb betäubten Kinde, das sich mit Freuden in dem aromatischen Heu umherwälzt; er wußte trotzdem, daß er im richtigen Momente seine Fassung wieder bewahren werde; bei ihm war der äußere Mensch den Versuchungen zugänglich, vollkommen fähig, die größten Thorheiten zu begehen, der wirkliche Camillo aber verbarg unter dem Aeußeren eines hübschen Jungen, eines Lebemannes, eines stets verliebten Burschen ein Wesen, welches ganz genau wußte, was es wollte, welches gerade auf sein Ziel lossteuerte, indem es sich den Anschein gab, achtlos die Blumen zu pflücken, welche am Wege

standen. Der wirkliche Camillo würde nichts mit wahrer, tiefer Leidenschaft lieben außer seiner Kunst; er besaß nicht die Eigenschaft, irgend etwas, es sei denn das eigene Ich, wahrhaft anzubeten.

Endlich brach aber doch der Tag an, an welchem Camillo sich sagte, daß es nun an der Zeit wäre, sich wieder aufzuraffen; seit seinem Roman hatte er kein ernsteres, größeres Werk mehr geschaffen; ein paar kleine, formvollendete, allerliebste Novellen waren allerdings in einer Buchausgabe erschienen, die viel von sich reden gemacht, aber die Kritik forderte mehr; man durfte dem Reibigen nicht die Zeit lassen, zu sagen, er sei der Mann, welcher nur ein Werk schaffen könne. Camillo arbeitete nicht rasch, die Form beschäftigte ihn zu sehr, als daß er im Stande gewesen wäre, sie, wie so manche, im Fluge zu bewältigen — er bedurfte auch zur Arbeit einer gewissen Sammlung.

Was vielleicht seinen guten Entschlüssen nicht schadete, war der Umstand, daß er anfing, zu bemerken, wie unendlich rasch das Geld dahinschwand. Dann auch fiel ihm das vorwurfsvolle Schreiben seiner Schwester ein, was auf sein moralisches Gefühl gewaltig einwirkte und einen erneuten Schaffensdrang in ihm wachrief.

So oft Camillo irgend einen guten Entschluß faßte, beeilte er sich hastig, Durieu von demselben in Kenntnis zu setzen, wodurch sich vielleicht der Umstand erklärte, daß seine Besuche während der letzten zwei Jahre äußerst selten geworden waren. Zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, flog er eines Abends gegen neun Uhr die zu dem Journalisten führende Treppe hinauf und tauchte plötzlich mitten in einer ganz ungewohnten Unordnung in der atelierartigen Bibliothek auf. Durieu studierte ernsthaft beim Lichte mehrerer Lampen die Effekte verschiedener Kostüme, von denen das eine phantastischer war wie das andere.

„Es ist dies der Nachlaß eines mir befreundeten Malers, welchen er mir während seiner Kunstreise zur Aufbewahrung gegeben,“ erklärte Durieu lächelnd. „Es ist absolut geboten, daß ich mich wenigstens für ein paar Augenblicke auf dem Ball meines Chefs zeige — und ich frage mich eben, ob ich nicht viel größere Resultate erziele, wenn ich als Spanier, als Türke, als Harlekin, oder als Franz I. erscheine; eine barmherzige Vorsehung sendet Sie zu mir, Sie vollendeter Weltling; ich überlasse mich Ihren Händen; machen Sie mit mir, was Sie wollen. Aber, wissen Sie, daß man auch auf Ihr Erscheinen bei diesem Balle mit Sicherheit rechnet?“

„Ich hatte es vergessen, übrigens werde ich auch nicht hingehen; ich will von nun an bis in alle Zukunft klug und weise sein; da aber meine Klugheit noch in den Windeln liegt, so war ich gerade auf dem Wege hieher, um Sie zu bitten, dieselbe zu beschützen, sie davor zu wahren, daß sie den Fallstricken erliegt, welche das Leben stellt!“

„Nun, von morgen an seien Sie vernünftig, die heutige Nacht sei noch der Thorheit gewidmet. Glauben Sie mir, Debrilliers, Sie thun nicht gut daran, meinen Chef gegen sich einzunehmen, er findet jetzt schon, daß, seit Sie ohne den „Bourdon“ leben können, Sie dessen Herausgeber vernachlässigen; geben Sie sich keinen Täuschungen hin, der „Bourdon“, welcher heute schon so mächtig ist, wird es später in noch erhöhterem Maße sein. Seien Sie der Thatsache eingedenk, daß die Dankbarkeit eine sehr schöne Eigenschaft ist, die häufig segenbringende Früchte trägt. Mein Chef wird jemanden verzeihen, der ihm einen bösen Streich gespielt, vorausgesetzt, daß es mit Geschicklichkeit geschehen sei — heute Abend aber wird er sich ganz genau merken, wer gekommen ist, um den leuchtenden Luxus zu bewundern, welchen er an den Tag gelegt hat, er wird, wie gesagt, sehr genau wissen, wer gekommen ist, um beim Aufhängen des Kesselhakens in seinem prächtigen Heim beizuwohnen; diejenigen aber, welche fernbleiben, ohne zu bewundern, können in aller Zukunft darauf zählen, an ihm anstatt eines mächtigen Freundes einen Feind mit unerbittlich gutem Gedächtnisse zu haben; was bei jenem verteuflerten Menschen am empfindlichsten ist, das bleibt doch immer die Eitelkeit des Emporkömmlings; glauben Sie meinen Worten — und wenn Sie keine Kostüme bereit haben, so suchen Sie sich hier in dieser Verlassenschaft irgend etwas aus, was Ihnen paßt, wir wollen dann gemeinsam eine Stunde in der Rue Monceau verbringen. Zuerst aber lassen Sie uns plaudern, denn wir haben noch alle Zeit dazu. Sie sind traurig, mein Freund? Traurig — Sie, dem alles geglückt ist, als ob eine Fee Sie mit ihrer Wünschelrute berührt hätte. Sie, das von der Kritik, von den Salons, von der Liebe verwöhnte Glückskind, Sie sind traurig? Ja, was fordern Sie denn noch? Wie kommen Sie dazu, das Bedürfnis zu empfinden, mir zu klagen, Sie — dessen Lebenslauf ich seit drei Jahren mit überraschten Blicken verfolgte?“

Camillo machte eine unwillige Bewegung, nahm aber doch eine Cigarre an und ließ sich in seinem Lieblingslehnstuhl nieder.

„Spotten Sie nur meiner ganz nach Ihrem Behagen, Sie, der Sie ein Weiser sind. Sie, der Sie als Philosoph auf die kleinen Leiden und Freuden des Lebens niederblicken; der Sie ein mitleidiges Lächeln haben für diejenigen, welche nicht, gleich Ihnen,

auf der höchsten Höhe der Weisheit stehen. Ein verwöhntes Kind der Salons, ein verwöhntes Kind der Liebe nennen Sie mich — ja, ja, reden Sie nur davon!“

„Bah, man schmolzt Ihnen ein wenig und Sie schlagen darüber einen Lärm, als hätten Sie einen Dolchstich mitten ins Herz erhalten!“

„Nein, ich stelle mich nicht wie einen verzweifelten Liebhaber hin — ich bin wütend, aber nur wütend gegen mich selbst; ein ganzes, langes, schönes Jahr habe ich nun verloren, und ich könnte daselbe aus meinem Leben streichen, wenn ich nicht wenigstens ein Ding gelernt, daß nämlich unter den schönen, klingenden Phrasen, die man da und dort zu vernehmen Gelegenheit hat, es sehr viel Mittelmäßigkeit der Empfindung giebt, gerade wie hinter Sammet und Brocatseide sich häufig äußerst mangelhafte Formen verbergen; die Näherinnen helfen diesen nach und die französische Litteratur bietet den anderen hübsch gedrechselte Phrasen. Was ich aber am meisten bedaure in diesem Jahre verloren zu haben, das ist die Lust zur Arbeit, die Lust zum ununterbrochenen ernsten Schaffen, zum Nachdenken und zur Einsamkeit, ja mehr noch — was in einem recht leeren Leben, das man aber nicht mehr so leicht zu ändern im Stande ist, Schiffbruch leiden kann, das ist das Plötzliche der Eindrücke, die Frische der künstlerischen Empfindungen, das ist jenes gewisse Etwas, welches sich nicht zergliedern läßt, welches aber den Erfolg meines Romans sicherte, denselben von anderen Arbeiten unterschied; die ganze pessimistische Psychologie, welche ich erwerben konnte, würde nicht im Stande sein, diesen Poetengesang zu ersetzen. Unter anderem, lieber Freund, wissen Sie, daß ich heiraten möchte?“

„Sie, der Sie noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt sind, der Sie der Cherubim all unserer hübschen Komtessen geworden? Ah, bah!“

„Ja, gewiß, ich! Ich möchte sogar eine ernste, praktische, meinestwegen recht nüchterne Heirat schließen, ich möchte in meiner Häuslichkeit den Frieden finden, dessen ich zu meiner Arbeit bedarf; ich möchte mir durch eine Heirat auch in Bezug auf das Geld die Unabhängigkeit sichern. Ich habe einmal versucht, einem jungen Mädchen aus jener Welt, in der man mich mit Enthusiasmus aufnahm, den Hof zu machen; ich war naiv genug, zu glauben, daß man den schlichten Camillo Debrilliers vielleicht nicht zurückweisen werde, aber ich begriff nur zu bald, daß es nur der Autor, nicht der Mann war, welcher in diesen Kreisen Aufnahme fand. Sie mögen mir glauben, daß ich gründlichst enttäuscht wurde; zwischen Komtessen werde ich auch ganz gewiß meine künftige Frau nicht mehr suchen. Finden Sie mir ein hübsches, kleines Bürgermädchen, das genügt ist, mich blind zu lieben und mir eine große Mitgift bringt, dann will ich mit Freuden daselbe sofort heiraten. Meine Arbeit trägt mir jetzt zwölf bis fünfzehntausend Francs im Jahre ein; aber ich gebe mehr aus — ich weiß, daß dies einfältig ist, aber es ist nun einmal so. Wenn meine Frau das Gleiche ins Haus brächte, so könnte ich dadurch mit sorgenloser Sicherheit in die Zukunft blicken. Sie sehen, wie sehr ich Poet bin, nicht wahr?“

„Das ist nur Großthuererei, Debrilliers, nichts als Großthuererei; wenn Ihr Komtessen Ihnen das geringste Zeichen macht, zurückzukehren, so ist die kleine Bürgerin vergessen. Glauben Sie mir, Sie sind noch nicht reif für die Heirat; warum denken Sie nicht an irgend eine Kombination, warum lassen Sie nicht das Fräulein Debrilliers zu sich kommen? Was geschieht mit ihr? Was treibt sie?“

„Ich denke ja auch darüber nach,“ sprach Camillo, nicht ohne eine gewisse Berlegenheit; „aber die Sache dünkt mir nicht recht durchführbar: wenn ich heirate, so wäre die Stellung Luises neben meiner Frau —“

Er schwieg, bald aber sah er sich wieder von dem Bedürfnisse hingerissen, von sich zu sprechen und von dem, was ihn berührte, und es blieb dies ja nun doch einmal immer seine starke Seite.

„Meine arme Luise, wenn sie wüßte, welche gute Entschlüsse ich in Bezug auf sie schon gefaßt habe; nur geht es mit den guten Vorsätzen immer wie mit dem schön gepflasterten Weg zur Hölle. Der Vertrauensmann, welcher ihr geholfen hat, die Fabrik weiterzuführen, verließ sie plötzlich — alles geht zu Grunde. Die Mehrzahl der Arbeiter ist entlassen worden, sie schafft nun selbst mit der Kraft und Entschlossenheit, welche ihr eigen sind, gleich einer gewöhnlichen Arbeiterin, und es gelingt ihr noch immer, ihre kleinen Sendungen abzuliefern. Lieber Freund, welche erhabene Seele doch meine Schwester ist und wie unwert ich mich des Kultus fühle, welchen sie mit mir treibt!“

Camillo war aufrichtig in seiner Reue, seine schönen Augen standen voller Thränen, er erhob sich hastig und rief: „Morgen schon will ich ihr fünfhundert Francs senden; wo ich dieselben finden soll, das weiß ich noch nicht, aber finden werde ich sie. Ich danke Ihnen, Durieu, ich danke Ihnen, daß Sie mir von Luise gesprochen, es hat mir gut gethan. Nun kleiden wir uns an, ich fühle, daß ich mich auf diesem Ball sehr gut unterhalten werde!“

Er war ganz freudig bewegt, durch die gute Regung seines Gemüths; wieder war ein edler Entschluß mehr zu den übrigen gekommen, er freute sich dessen — Luise aber hatte dabei ebenso wenig

Vorteil, durch diesen wie durch all seine anderen heldenmütigen Entschlüsse — nur Camillos Augen erhielten dadurch einen erhöhten Glanz, die Falten verschwanden von seiner Stirne und als er dann das Kostüm Franz I. angelegt, betrachtete er sein Spiegelbild mit wahren Entzücken. — Er sah in diesem hübschen Kostüme auch wirklich überraschendschön aus.

7.

Herr Combes-Bilaret gestikuliert mit seinen langen Armen lebhaft hin und her, während er in einem Falstaff-Kostüme, das ihn vortrefflich kleidet, seine Gäste empfängt. Er war überglücklich und es machte den Eindruck, als würde er am liebsten allen Geladenen zugeredet haben: „Da seht, wohin mich meine Millionen gebracht haben! Ich war ein armer Teufel, zweimal falliert, die Puritaner wendeten mir den Rücken und nun seht, wie die Menge sich in meinem Hause zusammenschart! — Leute aller Gattungen, ja auch Puritaner sieht man unter denselben, ich aber bin gutmütig genug, es ihnen nicht entgelten zu lassen, daß sie früher verächtlich auf mich niedergeblickt; wäre ich im Abgrund versunken, so würden sie es gewesen sein, die im Rechte geblieben sind — ich aber habe die Höhe erklommen und ihnen damit Unrecht gegeben. Sie sehen das ein und das ist alles, was ich von ihnen fordere; um den Kreuzer hadere ich nicht — sie mögen sich unterhalten, sich, soviel es ihnen beliebt, über

meinen Luxus lustig machen — das thut nichts; sie sollen essen und trinken und sprechen, was sie wollen, sie sollen meiner immerhin spotten, wenn es sie belustigt; gehen sie etwas angetrunken von mir fort, so werden sie sich in Zukunft wenigstens erinnern, daß Combes-Bilaret eine Macht ist, und die Mächte haben es immer

zuwege gebracht, daß man vor ihnen das Haupt geneigt — grüßen Sie also und grüßen Sie sehr tief!“

Das große rote Gesicht mit den lebhaften Augen, die alles zu sehen und zu verstehen schienen, sagte dies und noch weit mehr; in den Willkommensworten, in dem lärmenden Lachen verriet sich

doch die Insolenz des ungeheuer reichen Mannes, welcher vielleicht morgen zum drittenmal fallen würde. Er stand oben an seiner monumentalen Treppe in einer Art offener Halle, welche die Proportionen eines Salons hatte und als Vorssaal diente; um ihn gruppierte sich eine stets abwechselnde, buntgemischte Schar; größer und viel dicker als irgend einer seiner Gäste beherrschte er sie aber als moderner Gargantua, seine Stimme rollte gleich dem Donner, sein ungeheures Lachen ließ das Rüstzeug erzittern, mit welchem die Vorhalle reich geschmückt war. Das Palais des ersten Journalisten war eine Meistererschöpfung des ersten Architekten unserer Zeit, welcher, anstatt die modernen Japaneserien zuzulassen, darauf bestand hatte, daß die Dekoration des Baues vollkommen im Einklang stehe mit dem reinen Stil der Renaissance. Das Palais war aus rotem Ziegelstein errichtet, die Fenster bildeten eine Nachahmung jener des Schlosses von Blois, die Nischen waren in Blau und Gold ausgeschmückt, das Portal mit prächtigen Or-

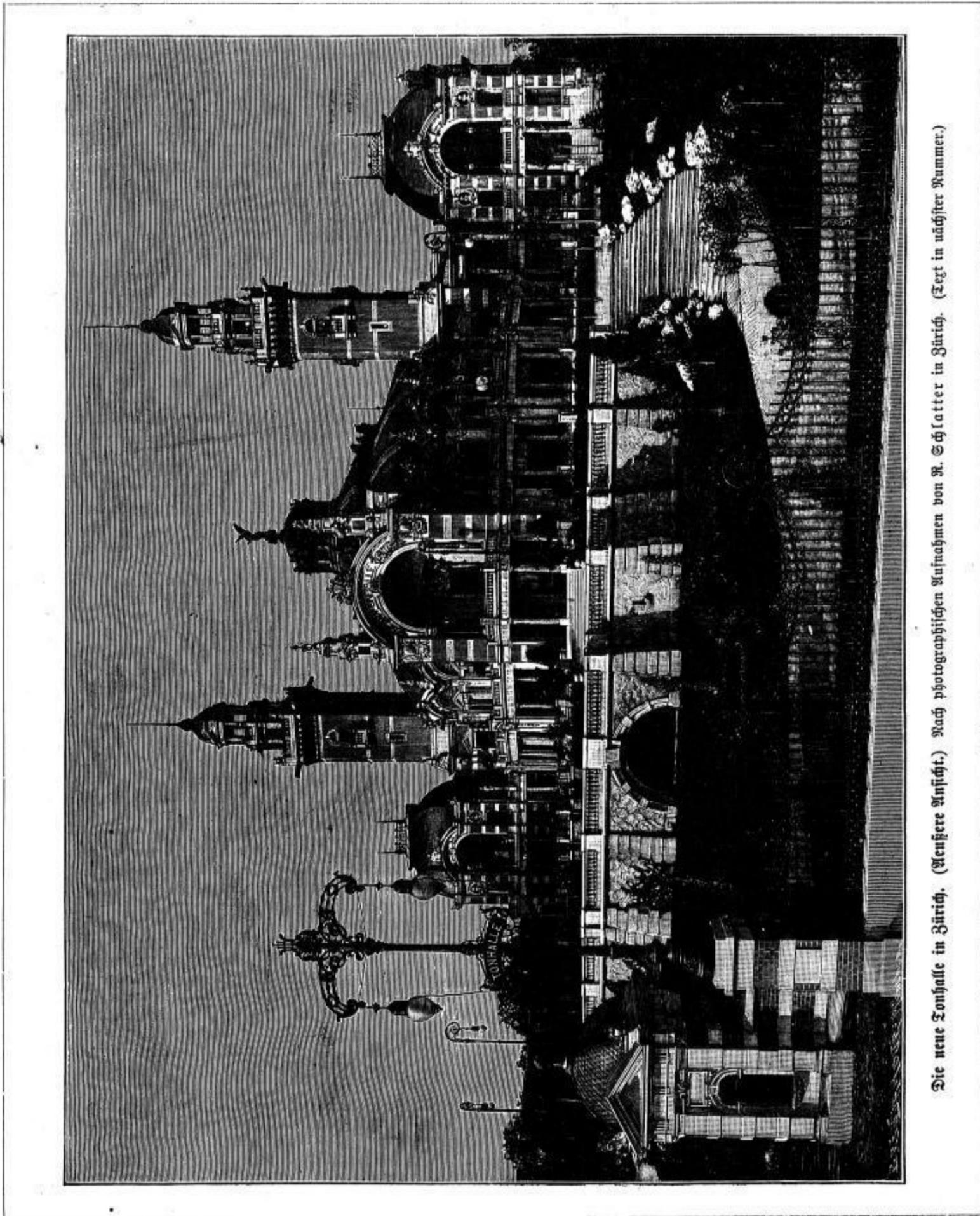


Lisels gestörter Fröhlichkeit. Von J. Kleinschmidt. Verlag der Photogr. Union, München. (Mit Text.)

namenten verziert und vollkommen geeignet, die Bewunderung aller Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Das Innere stand gänzlich mit dem äußeren Schein im Einklang; der Tanzsaal, welcher ebenso ungeheuer war wie jener in Blois, an den er erinnerte, hatte eine holzgetäfelte Decke aufzuweisen, die harmonisch in Blau und Gold

geziert war; überall sah man die Salamander Franz I. mit seinem Namenszuge, der mit jenem Diana v. Poitiers abwechselte. In dem zwei Stock hohen Saale befand sich ein prächtiger Balkon für das Orchester. Trotz der ungeheuren Geräumigkeit der Säle waren dieselben dicht gefüllt, das Fest Combes-Bilarets gab seit einem Monate schon Anlaß zu namhaftem Gerede, die Schilderung des

Kleinigkeit, wie zum Beispiel einem gestürzten Ministerium oder ähnlichen Dingen, zuwenden, ließ er sich von seinem Maurerpolier einen Prozeß machen; es bot sich durch denselben Gelegenheit, das allgemeine Augenmerk etwas mehr als es früher der Fall gewesen, auf die holzgetäfelten Plafonds zu lenken. Die Abonnentenzahl des „Bourdon“ mehrte sich von neuem, der Maurerpolier verlor



Die neue Konzertsäle in Zürich. (Neuere Ansicht.) Nach photographischen Aufnahmen von R. Schaller in Zürich. (Zert in nächster Nummer.)

Palais hatte bereits manche Zeitungspalte eingenommen, der Ruhm des Architekten war dadurch „im Steigen begriffen“, die Abonnentenzahl des „Bourdon“ hatte zugenommen; niemals war eine Reklame klüger benützt worden im geeigneten Augenblick. Als der Eigentümer des „Bourdon“ zu der Ueberzeugung gekommen war, daß man die allgemeine Aufmerksamkeit irgend einer geringfügigen

zu seiner großen Ueberraschung den Prozeß und Combes-Bilaret entschädigte ihn in königlicher Weise für diesen Verlust.

Als Durieu und Camillo ankamen, schien die ungeheure Menge sich toll zu unterhalten, der Frohsinn des Hausherrn wirkte ansteckend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Patenkind des Premierministers.

Nach dem Französischen von Alex de Nève.

(Nachdruck verboten.)

In einem Nachmittage im August des Jahres 1649 stand Meister Koullard, einer der ersten Pariser Goldschmiede, in seinem Laden, ein mit sauberen Zügen und prächtigen Initialen gezierter Schriftstück in der Hand, welches er mit großer Aufmerksamkeit zu lesen schien. — In der Nähe des Schaufensters saß Jeanette, seine Nichte, eine niedliche Brünette von achtzehn Jahren, mit einer Stickerie beschäftigt, von welcher jedoch ihr Blick gar oft durch das Fenster auf die Straße hinaus schweifte.

Meister Koullard legte endlich das Papier zusammen und ein Lächeln der Zufriedenheit erhellte sein breites Gesicht.

„Ausgezeichnet,“ sagte er, sich zu seiner Nichte wendend. „Es ist ganz undenkbar, daß Se. Eminenz der Herr Kardinal und Premierminister Mazarin dieses Gesuch nicht berücksichtigen sollte.“

„Liegt Euch denn wirklich so viel an dem Titel eines Hofgoldschmiedes, Oheim?“ fragte Jeanette und blickte abermals auf die Straße hinaus.

„Ob mir daran liegt?“ versetzte Koullard. „Welch dumme Frage! Mit der Erlangung des Titels ist mein Glück gemacht!“

„Seid Ihr denn nicht schon reich genug, Oheim?“

„Man ist nie reich genug, Jeanette. Auch ist es eine große Ehre, zum Hofe zu gehören.“

„Ich fürchte mir,“ wandte das junge Mädchen zögernd ein, „daß Euch dieser Titel Schaden könnte.“

„Und warum?“

„Weil Eure gesamte Kundschaft es mit dem Prinzen von Condé hält, Ihr selbst habt Euch im Umgange mit diesen dem Hofe feindlichen Herren daran gewöhnt, übel von dem jetzt wieder allmächtigen Kardinal zu sprechen —“

„Still!“ unterbrach der Goldschmied und begleitete dieses Wort mit einer gebieterischen Handbewegung. „Wenn ich dann und wann leichtfertige Urteile über Se. Eminenz noch gesprochen habe, so that ich unrecht; und wenn man sein Unrecht erkennt und berent, so soll es einem nicht mehr vorgeworfen werden.“

„Das ist schon gut, lieber Oheim. Aber Eure Arbeiter haben dieselbe böse Gewohnheit von Euch angenommen —“

„So müssen sie dieselbe fortan ablegen. Ich werde nicht dulden, daß meine Leute anders sprechen und denken als ich. Leider habe ich Se. Eminenz bisher falsch beurteilt und verkannt. So lange übrigens Meister Vatar, der Hofgoldschmied lebte, hatte ich keine Aussicht zur Erfüllung meines Lieblingswunsches. Sein Tod, den ich vorgestern erfuhr, als ich Jules zum Stellwagen nach St. Germain begleitet hatte, ändert die Sache . . . Aber ist denn Jules noch nicht wieder zurück?“

„Nein, Oheim,“ sagte Jeanette, von neuem auf die Straße blickend. „Sein Ausbleiben beunruhigt mich schon den ganzen Nachmittag!“

„So, so!“ versetzte Meister Koullard, die Stirn runzelnd und seiner Nichte einen scharfen Blick zuwerfend. „Du läßt Dich von Jules Noiraud sehr leicht beunruhigen. Denkst wohl immer noch an das schöne Heiratsprojekt — wie?“

„Meine gute Mutter hatte uns für einander bestimmt,“ erwiderte Jeanette in einem Tone, der ihre innere Bewegung genugsam andeutete.

„Deine Mutter! Aber ich, ich habe andere Ansichten! Da ich Dir eine Mitgift geben kann, so will ich auch, daß Du einen wohlhabenden Mann heiratest und nicht Deinen Noiraud, der nicht hundert Francs in der Tasche hat.“

„Kann Jules nicht auch noch reich werden?“ wandte das Mädchen schüchtern ein.

„Ja, durch ein Wunder!“ antwortete der Goldschmied mit spöttischer Miene. „Er hofft wahrscheinlich noch immer auf jenen Italiener, der einst bei seiner Mutter in Grenoble wohnte und der ihn über die Taufe gehalten hat. Ein Capitano Juliano, wenn ich mich nicht sehr irre.“

„Ihr wißt, Oheim, daß Jules davon nur im Scherze spricht.“

„Kurz und gut: aus dieser Heirat wird nichts! Ich befehle Dir, ihm fortan so zu begegnen, daß er jede Hoffnung fallen läßt. Da ich, der kinderlose Witwer, Dich zu meiner Tochter und Erbin ernannte, so bist Du mir auch kindlichen Gehorsam schuldig. Geht meine Hoffnung in Erfüllung und werde ich zum Hofgoldschmied ernannt, so denke ich, daß ein Edelmann für meine Erbin nicht zu gut ist.“

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, als drei Herren in dem Laden erschienen. Der Goldschmied kannte sie. Der eine war der reiche Generalpächter Jean Dubois, der andere war ein Herr von Colbert, der dritte der Komtur von Souvré. Diese drei gehörten bisher nicht zur Kundschaft des Meister Koullard: denn sie waren als Anhänger des Kardinals allgemein bekannt. Aber sie hatten von einigen Prachtstücken gehört, welche der Meister ausgestellt hatte und kamen nun, dieselben zu sehen.

Jeanette verließ still den Laden.

Der Goldschmied überhäufte die Herren mit ausgesuchten Höflichkeiten. Er brachte den ganzen Laden in Unordnung, um ihnen alle Herrlichkeiten zu zeigen, während das Lob des Kardinals überhörtlich von seinen Lippen kam.

Eben wollte er für den Herrn von Colbert und den Generalpächter einige Geheime zurücklegen, deren Preis er in Rücksicht auf die Ergebenheit der Käufer für den Kardinal bedeutend ermäßigt hatte, als ein junger Mann in den Laden trat.

Dieser war etwa fünfundzwanzig Jahre, einfach aber sauber gekleidet und zeigte ein von Blatternarben entstelltes Gesicht, dessen Züge jedoch deutlich den Ausdruck offener Gutmütigkeit zeigten. Er begrüßte die fremden Herren freundlich und höflich und wandte sich dann, ein Bäckchen auf den Tisch legend, in heiterem Tone zu dem Goldschmied: „Guten Tag, Meister! Ihr seid gewiß schon hinsichtlich meiner in Unruhe gewesen, da Ihr mich schon am Vormittage erwarten durftet. Aber der Herr Graf zu Nogent hatte mich so lange aufgehalten, da ich eine kleine Ausbesserung an meinem silbernen Tafelgeschloß vorzunehmen hatte.“

„Ah, Ihr wartet beim Grafen Nogent?“ fragte Herr von Colbert den jungen Mann. „Wie befindet er sich denn?“

„Ausgezeichnet gut, gnädiger Herr!“

„Wohl und munter also?“ fiel der Komtur von Souvré ein. „Ausgezeichnet gut also? — Oh, dann hat er sicherlich wieder irgend eine Bosheit gegen den Kardinal erfunden.“

„Nun, eben keine Bosheit, sondern nur ein kleines Spottgedicht von etwa zwanzig Strophen, das er mir vorgelesen hat.“

„Jules!“ rief der Goldschmied erschrocken.

Aber der junge Mann beachtete nicht oder überhörte den Ruf. Er konnte ja nicht wissen, daß Meister Koullard seine Meinung über den Kardinal seit gestern geändert hatte; auch kannte er die anwesenden Herren nicht, die er, wie alle bisherigen Kunden seines Meisters, für Feinde des Kardinals hielt. Er fuhr also ganz unbefangen fort: „Der Herr Graf war so gütig, mir eine Abschrift des Liedes zu geben und ich habe dasselbe auf dem Rückwege auswendig gelernt. Die Melodie ist die des Halleluja!“

Und sogleich wollte er es singen, doch Meister Koullard donierte los: „Willst Du schweigen, Jules!“

„Laßt ihn doch weiter reden, Meister,“ sagte der Komtur, der nur aus persönlichem Interesse die Partei des Kardinals ergriffen hatte, während er, als französischer Edelmann, im Innern denselben glühend haßte und verwünschte. „Ich bin ein großer Freund dieser Spottlieder auf den Kardinal, und besitze bereits eine erkleckliche Sammlung davon.“

„Auch mein Meister sammelt dieselben mit Vorliebe,“ sagte Jules, welcher vermeinte, der Goldschmied habe ihm nur das Singen, als eine große Unschicklichkeit, verboten. „Wir, seine Arbeiter, müssen sie auswendig lernen, damit wir sie in Paris verbreiten.“

Die drei Herren brachen in ein lautes Gelächter aus.

Der Goldschmied aber stand wie auf glühenden Kohlen; aber bald faßte er sich und das Gespräch schnell auf einen anderen Gegenstand hinüberleitend, sprach er zu Jules: „Du bist wohl gewiß nicht beim Marquis von Vaux gewesen?“

„Gewiß war ich das, Meister.“

„Aber weshalb bringst Du denn die Räucherhale zurück,“ fragte Koullard, auf das Bäckchen deutend, welches der junge Mann auf den Tisch gelegt hatte, und Jules einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, wobei er mit den Augen blinkte.

Der junge Mann verstand jedoch das letztere Zeichen und damit die Absicht des Meisters nicht, denn er antwortete: „Aber Meister, es sind ja die Lieber, die mir Herr Graf Nogent für Euch mitgegeben hat, um Euch damit eine Freude zu bereiten!“

„Spottgedichte auf den Kardinal; ich wette darauf!“ rief der Komtur, wogegen sich die Mienen der beiden anderen — eifrige Anhänger des Kardinals — verdüsterten. „Und für die Sammlung des Meisters Koullard zweifelsohne bestimmt; nicht so, mein Sohn?“

„Ja, mein Herr, so ist es,“ sagte Jules unbefangen. „Das Neueste aus Holland.“

Dem Goldschmied perlten dicke Schweißtropfen von der Stirn.

„Das ist eine Lüge!“ polterte er hervor. „Eine schändliche Verleumdung!“

„Lüge — schändliche Verleumdung?!“ plakte jetzt auch der junge Mann heraus. „Meister, wer ist ein Lügner?“

„Du, Elender! Und um es vor diesen Herren hier zu beweisen, jage ich Dich jetzt sofort aus dem Hause!“

„Das mir, Meister?“

„Ja, Dir! Und gehst Du nicht sogleich, so lasse ich Dich mit dem Stocke zum Hause hinaustrreiben!“

Und der Goldschmied hinter dem Tisch sprang bei diesen Worten hervor und öffnete die Ladenthür.

„Sofort hinaus jetzt mit Dir Buriche!“ rief er dann, zu Jules gewendet.

Dieser wechselte die Farbe und ballte krampfhaft die Hände. Doch bezwang er sich und sagte ziemlich ruhig, wenn auch mit zusammengepreßten Lippen: „Nun wohl; ich gehe, Meister, denn ich sehe, Ihr seid — toll geworden.“ Er wandte sich der Thür zu.

„Halt!“ rief Roullard, eilte in den Laden zurück, öffnete die Kasse, griff mit der Hand hinein und warf eine große Anzahl Geldmünzen auf den Tisch. „Das ist mehr, als Du zu fordern hast! Nimm es, denn ich will nicht, daß Du jemals wiederkehrst!“

„Ich wiederkommen?!“ versetzte der junge Mann erbittert. „Wiederkehren, hierher, wo man mich einen Vagabunden, einen Verleumdungsgeschimpft hat?! Nimmermehr! Ihr seht mich niemals wieder!“

„Das ist auch mein Wunsch! — Nimm!“

„Ich will nichts mehr von Euch! Ich kann nicht, wie Ihr, die Farbe wechseln, heute den Kardinal verunglimpfen und in den Staub ziehen und morgen plötzlich wieder sein gehorsamster Diener sein! Lebt wohl, Meister; und —“

Jules sprach nicht weiter. Mit schnellen Schritten verließ er den Laden und eilte die Straße entlang.

Die drei Herren, welche stumme, aber unliebsame Zeugen des letzten Auftritts gewesen, entfernten sich alsbald.

Meister Roullard wuschte sich den Schweiß von der Stirn, schloß für heute den Laden und begab sich dann zu seiner Nichte, um vor dieser seinen ganzen Zorn gegen Jules auszuschütten.

Jeanette vergoß heiße Thränen.

Der junge Mann, als er das Haus seines Meisters verlassen, dessen erster Gehilfe er gewesen, durchstreifte die Straßen von Paris ohne Zweck und Ziel.

Seine Aufregung ließ ihn nicht auf den Weg achten; allmählich aber wich jene einer tiefen Traurigkeit und Behmut. Nicht etwa die Sorge um ein Unterkommen quälte ihn — nein; er war ein fleißiger, geschickter Arbeiter und wußte, daß ihn jeder Goldschmied in Paris sogleich gern aufnehmen würde. Aber die Verweisung aus dem Hause des Meisters Roullard hatte seine schönsten Hoffnungen zerstört, denn er liebte Jeanette mit aller Innigkeit, deren nur ein unverdorbenes Gemüth, ein reines Herz fähig ist und wußte sich von ihr in demselben Maße wiedergeliebt. Er konnte sich daher den herben Schmerz des jungen Mädchens leicht denken, fühlte er ja doch denselben im eigenen Herzen.

Dem Laufe der Seine unbewußt folgend, kam er an den Tuilerien vorüber und gelangte so in den Park. Erschöpft ließ er sich auf eine Bank nieder. An Jeanette denkend, legte er die Hand auf sein Herz und fühlte da etwas Hartes. Unwillkürlich fuhr seine Hand in die Brusttasche seines Rockes; er zog ein kleines gedrucktes Buch daraus hervor.

Es war dies eine Schmähschrift gegen den Kardinal, in Form einer Biographie den ganzen Lebenslauf desselben enthaltend. Der Graf von Nogent hatte ihm diese Schrift, das neueste Vasquill auf den Kardinal, geschenkt.

„O verfluchter Kardinal!“ murmelte Jules beim Anblick dieser Schrift. „Du bist schuld an meinem ganzen Unglück! Wärest Du nicht auf der Welt, so wäre ich noch Meister Roullards erster Gehilfe und könnte doch endlich meine Jeanette heiraten!“

Abgespannt, wie er war, und ohne eine eigentliche Absicht zu haben, begann er in dem Hefte zu lesen. Er hatte schon mehrere Seiten desselben überflogen, als eine Stelle seine Aufmerksamkeit fesselte. Die Stelle lautete:

„Bevor er Geistlicher ward, trug der Kardinal den Degen. Der päpstliche General Conti erteilte ihm damals eine Mission an den Marquis von Couvres. Er fand den Marquis zu Grenoble, wo er sich mehrere Monate lang unter dem Namen eines Capitano Juliano aufhielt.“

Mit pochendem Herzen las der junge Mann diesen Satz zu wiederholten Malen. Der Name, der Ort, die Jahreszahl ließen keinen Zweifel übrig, daß von dem Manne die Rede war, der ihn über die Taufe gehalten. Der Kardinal Mazarin war also sein Vate und er dessen Patenkind.

Der Ueberraschung folgte sofort die ausgelassenste Freude über diese Entdeckung. Er schnellte von der Bank empor und rief lachend und hüpfend: „Ich bin sein Patenkind! Der Kardinal ist also mein Vate!“

Die kostbare Schrift wieder sorgfältig auf seiner Brust verbergend, trat er eilig den Rückweg an, um dem Meister Roullard und seiner Nichte diese unerwartete, aber angenehme Wahrnehmung mitzutheilen.

Plötzlich besann er sich jedoch eines anderen.

Wenn der Goldschmied ihm kein Gehör oder seinen Angaben keinen Glauben schenkte, sondern ihn abermals aus dem Hause wies, so war seine spätere Rückkehr in dasselbe unmöglich. Er mußte zuvor seine Rechte an seinen Vaten geltend machen, und dies gedachte er auch sogleich zu thun.

Dann, unter dem Schutze des Kardinals, brauchte er nicht mehr an dem guten Willen und die Gefügigkeit des Meisters Roullard zu zweifeln, der stets ein williger Freund der vom Glück Begünstigten war.

Um seine Absicht auszuführen, verließ er den Park der Tuilerien und begab sich zunächst in seine bescheidene, in der Nähe des Justizpalastes belegene Wohnung, um sich mit seinem Taufzeugnis und anderen Dokumenten zu versehen, welche seine geistliche Verwandtschaft mit dem Kardinal bewiesen.

Dann eilte er nach dem Palaste des letzteren.

Hier fragte Jules nach einem seiner Landsleute, Namens Charles Charlois, welcher zur Zeit das wichtige Amt eines ersten Gehilfen in der Küche Sr. Eminenz bekleidete. Seine politischen Meinungen hatten ihn diese Bekanntschaft seit Jahren vernachlässigen lassen, so daß Charles ihn kaum wieder erkannte.

„Aber was führt Dich denn nach so langer Zeit wieder einmal zu mir?“ fragte der letztere in ziemlich kühlem Tone.

„Ich wünsche mit dem Kardinal zu sprechen,“ antwortete Noiraud.

„Mit Sr. Eminenz?“ Charles betrachtete seinen Landsmann mit einem Gesichtsausdruck, als zweifle er an dessen Verstand und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Du glaubst wohl, mein Lieber, daß dazu nur eine einfache Anmeldung nötig ist?“

„Nein; aber ich glaube, daß Du mir ein Mittel angeben kannst, zu Sr. Eminenz zu gelangen.“

„So werde ein vornehmer Edelmann oder reicher Bürger und suche dann eine Audienz nach.“

„Das ist nicht freundschaftlich von Dir, Charles! Ich bitte Dich um Deinen Beistand und Du antwortest mir mit Spott!“

„Weil ich Dir keine andere Antwort geben kann.“

„Ist es denn so ganz unmöglich, daß ich zu dem Kardinal gelange?“

„Zawohl, ganz unmöglich. Selbst ich, der ich doch zur Bedienung Sr. Eminenz gehöre, sehe ihn nie.“

„Ah, was Du sagst!“

„Und doch bin ich eben mit der Zubereitung seiner Schokolade beschäftigt.“

„Das ist also die Schokolade des Kardinals?“ fragte Jules, nach einer auf einem Kachelofen stehenden silbernen Kasserolle blickend.

„Ich werde sie sogleich in die vergoldete Tasse gießen,“ fuhr Charles fort, „und dann einem Lakaien klingeln, der sie dort die Treppe hinauf bis zum Vorflur trägt, um sie einem Kammerdiener zu übergeben.“

„Der Kammerdiener also darf sich dem Kardinal nähern?“

„Ja, nur der Kammerdiener. . . Ah, das ist schon das Zeichen, hörst Du?“

Charles füllte die vergoldete Tasse, stellte dieselbe auf eine silberne Platte und eilte in das Nebengelass, um eine mit dem Wappen des Kardinals verzierte Serviette von flandrischer Leinwand zu holen.

Jules faßte schnell einen kühnen Entschluß.

Er warf die Thür des Nebengelasses hinter Charles ins Schloß, ergriff die Platte, eilte die bezeichnete Treppe hinauf, durchließ mehrere Korridore, öffnete aufs Geratewohl mehrere Thüren, die in prachtvolle Gemächer führten, gelangte endlich an eine Portiere von rotem Sammet, die er zur Seite schlug und — sah sich dem Mächtigen in Frankreich gegenüber, welcher einen eben geschriebenen Brief zusammenlegte.

Bei dem entstandenen Geräusch, das der junge Mann verursachte, erhob der Kardinal den Blick zu dem mit verstörter Miene Eingetretenen.

„Was ist das?!“ fragte er mit dem italienischen Accent, von dem er sich nicht hatte entwöhnen können. „Wer seid Ihr?! Was wollt Ihr hier?!“

„Ah, da ist ja Se. Eminenz!“ rief Jules freudestrahlend und setzte schnell die Platte auf einen Tisch nieder. „O, nun ist mir geholfen! Guten Tag, Vate!“

Der Kardinal erhob sich. Während er den unbekanntem Eindringling nicht aus den Augen ließ, suchte seine Hand nach der Klingelschnur.

„Ew. Eminenz kennt mich nicht wieder?“ fuhr Noiraud fort. „Das läßt sich denken; ich war ja erst fünfzehn Jahre alt, als Ihr mich zuletzt gesehen — im Jahre 1625 —“

(Schluß folgt.)

Urgroßmutter.

In vielen, vielen Jahren hat kein Wort sie mehr geschrieben, Seit ihr der Sturm manch' welkes Blatt Vom Lebensbaum getrieben.

Da kam ein kurzer Brief und drin Ward von entfernten Lieben, Glückselig der Urenkelin Geburt ihr nun geschrieben.

Sie nahm die Feder gleich zur Hand Und hat damit geschrieben In zitternden Zügen: „Dieses Band Läßt neu die Welt mich lieben.“

Dann ist sie ruhig wie vorher Und stillvergnügt geblieben, Doch hat kein einzig Wörtchen mehr Sie seit dem Tag geschrieben.

Sant Zeller.

UNSERE BILDER.

Gestellter Hirsch. Ein unentbehrlicher Vermittler bei der Hirschjagd ist der Schweishund, jener treuherzige Gesell, der so oft Zeuge des erhabendsten Momentes und der tiefsten Niedergeschlagenheit seines Herrn ist. In seiner Größe zwischen einem starken Dachshunde und einem Hühnerhunde stehend, zeichnet ihn der dicke Kopf mit faltiger Stirn, die großen Augen, der lange Behang (an Ohren und Lippen), die gedrunghenen, sehnigen Läufe vor anderen Hunden aus. Hat der Jäger ein Stück Rotwild angeschweift (angeschossen) und den Anschlag verbrochen, d. h. ein grünes Reis mit dem abgebrochenen Ende in der Richtung des flüchtigen Wildes niedergelegt, so bringt er den Schweishund auf die Fährte. Der Hund hat nun die Aufgabe, der Fährte zu folgen und das kranke (verwundete) Stück zu stellen (zu verbellen). Der Hund muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn ein verwundeter Hirsch ist sehr gefährlich, und nicht selten schlägt derselbe mit seinem spitzigen Geweih den Bauch des Hundes auf, was meist den Tod des treuen Jagdgenossen zur Folge hat. — Der Jäger schleicht sich möglichst nahe an das verbellte Stück heran und schießt es auf den Kopf tot, oder mit einem Schrotschuß auf den Hals. R. St.



Ein Schlauberger.

Gnädiger Herr: „Ich habe mit Staunen und Verdruss bemerkt, daß Sie öfter von meinem Visker trinken, Johann — wie soll ich Ihnen das nur abgewöhnen?“
Diener: „Gnädiger Herr, stellen Sie eine Flasche Rotwein daneben!“

Lifels gestörter Fröhlichkeit. „Des Lebens ungetrübte Freude, wird keinem Sterblichen zu teil,“ muß man unwillkürlich ausrufen, sieht man das „Niesenpech“, das der kleine Lifel schon in aller Fröhlichkeit passierte. Unbeholfen und weinend steht der kleine Erdenbürger vor dem Milchsee, der sich gar ungestüm aus der am Boden liegenden Flasche zu seinen Füßen ergießt. Solche Unglücksfälle haben aber bei der Lifel stets ein böses Nachspiel im Gefolge. Sie ist den ganzen Tag über „grandig“, nichts vermag ihre gute Laune wiederherzustellen, selbst nicht die große Zunderbrezel, die ansonsten als Beruhigungsmittel stets ihre erfolgreiche Wirkung thut. R. St.

ALLERLEI

Sichere Rechnung. Student: „Also gegen Kassa kostet der Anzug?“ — Schneider: „Fünzig Mark!“ — Student: „Und bei Matenzahlung?“ — Schneider: „Hundert Mark... Sie müssen aber in diesem Falle die Hälfte anzahlen!“

Auf Umwegen. Kleine Ella: „Papa, ich weiß, was ich Dir zu Deinem Geburtstag schenke.“ Vater: „So, was denn, mein Kind?“ — Ella: „Ein schönes Bierglas.“ — Vater: „Aber Kind, ich habe ja eins.“ — Ella: „Ja, das habe ich eben zerbrochen.“

Kaltblütig. Latour Maubourg, einer der Palatine Napoleons I., erhielt in der Schlacht bei Austerlitz einen Schuß ins Bein, der dessen Abnahme notwendig machte. Ruhig sagte der Verwundete während der Operation zu seinem weinenden Bedienten: „Narr, weshalb weinst Du? Künftig hast Du nur einen Stiefel zu putzen!“ R.

Etikette. Nach der Restauration in Frankreich hatte Ludwig XVIII. die Stelle eines Ceremonienmeisters dem Marquis von Brézé, der diese Funktion schon unter dem unglücklichen Ludwig XVI. ausgeübt hatte, verliehen. Herr von Brézé war ergraut im Studium der Etikette, und hätte wohl eher einen Finger eingebüßt, als eine Verletzung derselben zugegeben. Im März 1815 hatte der König in dringenden Angelegenheiten einen General zu sich rufen lassen. Der General erschien in einem bunten Halsstuche. Bei diesem Anblick wurde der Ceremonienmeister blaß wie der Tod. Er wandte sich zuerst mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit an den General selbst, um ihm begreiflich zu machen, daß es durchaus eine vorschriftsmäßige Halsbinde sein müsse, und wollte ihm, als jener seine Eile vorschüzte, die Halsbinde eines Gendarmen aufdrängen, welche er letzterem bereits eilig abgesehen hatte. — Indes kam der Herzog von Chatre aus dem Kabinett

des Königs, um den General einzuführen. — Herr von Brézé stürzt sogleich auf ihn zu: „Mein Herr Herzog,“ sagte er ihm mit wehmütiger Gebärde, „ich hoffe, daß Sie den Herrn General nicht mit einer farbigen Halsbinde zu seiner Majestät lassen werden. Ein solches Kostüm ist in den Tuilerien ganz unerhört, und —“ Der Herzog von Chatre, ein Mann von Verstand, hielt seine Neigung zum Lachen zurück. „Mein guter Brézé,“ erwiderte er dem Ceremonienmeister, „der Wille des Königs steht über aller Etikette, weil die Etikette durch und für die Könige gemacht ist!“ Und damit führte er den General mit seiner etikettewidrigen, farbigen Halsbinde in das Kabinett Ludwigs XVIII. — Aber Herr von Brézé rief ihm mit tiefem und aufrichtigem Schmerze nach: „Voilà comment on fait une révolution!“ (So verursacht man eine Revolution!) R. St.

Japanische Etikette. Unlänglich eines Besuches, den die Kaiserin von Japan in der Stadt Osaka machte, wurden folgende Bestimmungen „zur Nichtschmür des Volkes“ während des Vorüberziehens der Kaiserin veröffentlicht: „Wenn Ihre Majestät vorüberzieht, darf niemand auf sie von der auf Häusern für das Trocknen von Wäsche gebaute Vorrichtung oder durch Ritzen in Thüren oder von irgend einer Stellung im oberen Teile des Hauses blicken. Wer Ihre Majestät zu sehen wünscht, muß auf der Seite der Straße, auf welcher Ihre Majestät vorüberzieht, sich niedersetzen. Niemand darf auf Ihre Majestät schauen, ohne Hut, Halsstuch oder Turban oder irgend eine andere Kopfbedeckung abzunehmen. Uebrigens darf niemand beim Schauen auf Ihre Majestät rauchen, noch irgend jemand einen Stock tragen. Nur Frauen, die ausländische Tracht zeigen, wird gestattet sein, ihre Kopfbedeckung aufzubehalten. —

Sollte es auch regnen, so ist es doch keiner Person gestattet, einen Regenschirm zu öffnen, während Ihre Majestät vorüberzieht. Niemand darf seine Stimme gebrauchen, und kein Laut darf gehört werden; auch darf die Volksmenge nicht dem Wagen der Kaiserin folgen, da kein Geräusch gemacht werden darf. Wenn Ihre Majestät die Station Umeda erreicht haben, werden fünfzig Feuerwerke abgebrannt.“ R.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Gemeinnütziges

Del verschwindet aus Papier, wenn man den Flecken mit Benzin betupft oder ihn mit geschabter Kreide bedeckt und dann heiß bügelt.

Von Hasen abgenagte Obstbäume sind zu retten, wenn die benagten Stellen sofort mit einer Mischung von drei Teilen Lehm und einem Teil frischer Kuhfladen belegt und umbunden werden. Sollten von den vollständig abgenagten Bäumen einige bis Mitte Mai nicht austreiben, so kann der Stamm unten am Boden abgeschnitten und von neuem veredelt werden. Die infolge eines schneereichen und strengen Winters allorts zahlreich auftretenden Beschädigungen von Obstbäumen durch Hasen sind eine eindringliche Mahnung, daß jüngere, freistehende Bäume stets vor Winter eingebunden werden müssen.

Frühgemüse. Dort, wo der Garten schon im Herbst umgegraben ist, kann bei offener, trockener Witterung, die ein Bearbeiten des Bodens erlaubt, jetzt verschiedener Same eingebracht werden, so z. B. Möhren, Carotten, Petersilienwurzeln, Kerbelkräuter, Dill, Pastinac, Gartenmelde und Bohnenkraut. Man erreicht durch so frühe Aussaat, daß die betreffenden Gemüse acht bis vierzehn Tage früher marktfähig werden. Selbstredend muß man die frühesten Sorten wählen. Man streue den Samen, den man vorher mit hellem Sande gemischt, um ihn gleichmäßig verteilen zu können, auf das rauh gegrabene Land und hacke ihn oberflächlich ein. Nur bei ganz feinen Sämereien muß vor dem Säen leicht gehackt werden, damit der Same nicht zu tief zu liegen kommt. (Schweizerischer Gartenbau.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Homonyms: Jura; des Logogriffs: Welt, Welt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von F. A. Raschke in Bhopan.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart